

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-27103-8

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Lars Niedereichholz, Jahrgang 1968, lebt mit seiner Familie in Bad Homburg bei Frankfurt und ist Teil des Comedy-Duos MUNDSTUHL. «Kannste so machen, ist dann halt kacke» ist nach «Unknorke» und «Mofaheld» sein dritter Roman.

«Große Klappe und viele Fans!»

(Berliner Zeitung)

Lars Nedereichholz

**Kannste so machen,
ist dann halt Kacke**

Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch
Verlag, Hamburg, Oktober 2019
Copyright © 2019 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg
Redaktion Heiko Arntz
Umschlaggestaltung FAVORITBUERO, München
Umschlagabbildung Andy Sacks/Getty Images; pukach/shutterstock
Satz aus der Minion, InDesign, bei
Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 27103 8

Inhalt

1. Kapitel
Zum Geburtstag viel Glück
Kopfschwitzer

Ich komme zu mir, als ich mit einem gewaltigen Schlag gegen die Innenverkleidung des Laderaums eines fahrenden Kleintransporters geschleudert werde. Es ist stockdunkel, trotzdem registriere ich, dass wir schnell fahren, förmlich rasen. Das Fahrzeug beschreibt mit aufheulendem Motor eine Rechtskurve, und während ich gegen die linke Seitenwand pralle, höre ich unter mir die Reifen quietschen. Ein weiterer Körper wird ebenfalls herumgeschleudert, rollt auf mich drauf und stöhnt: «Scheiße!» Ich glaube, es ist Pflaumi, und schemenhaft erkenne ich noch einen Passagier, vermutlich Rainer.

Der Transporter kommt mit einer Vollbremsung zum Stehen, die Türen des Laderaums werden aufgerissen, und schwarz gekleidete Männer packen uns und ziehen uns hinaus auf einen glatten Betonboden.

Direkt vor mir liegt Pflaumi. Er hat sich in einen Hasen verwandelt. In einen gigantischen, rosafarbenen Hasen mit weißem Bauch und übergroßen Schlappohren. Unterhalb der Knubbelnase samt Hasenzähnen schaut sein Gesicht hervor. Ein dünner, blutiger Speichelfaden schaukelt sich aus seinem Mundwinkel Richtung Boden. Hinter ihm entdecke ich Rainer. Er lehnt sich an die hellgraue Wand des schummrigen Tunnels, in dem wir uns befinden. Auch er jammert schmerzerfüllt, und auch er steckt in einem rosafarbenen Ganzkörperhasenkostüm. Rainer hat ein blaues und blutunterlaufenes Auge. Ich versuche, mich zu erheben, Schmerzen im Bereich meiner rechten Rippen lassen mich laut aufstöhnen, und dann stelle ich auf allen vieren hockend fest, dass auch ich in einem Hasenkostüm stecke.

Plötzlich erscheinen in meinem Blickfeld schwarze Sicherheitsstiefel, in denen schwarze Sicherheitshosen stecken, und grobschlächtige Hände reißen uns energisch nach oben. Ich erkenne zwei muskulöse Kerle mit verspiegelten Sonnenbrillen und kurzen, dunklen Haaren, sie

schubsen uns vor sich her, ein paar Stufen hinauf, auf eine gleißend hell erleuchtete Rasenfläche.

«Verarsch uns nicht, Alter! Ich schwör dir! Verarsch uns nicht», grunzt mir einer der Gorillas ins Ohr. Die jungen Männer entfernen sich eilig, und ich höre das Zuschlagen der Türen des Transporters, bevor das Fahrzeug davonfährt.

Ein unbeschreiblicher Lärm setzt nun ein, steigert sich ins Unermessliche, während wir orientierungslos über den Rasen stolpern. Auf steil ansteigenden Rängen und Tribünen entdecke ich Menschenmassen, die johlen und schreien, rhythmisch klatschen und mit den Fingern auf uns deuten. Aus riesigen Lautsprecherboxen wummern gnadenlose Technobeats, und ich werde geblendet von Scheinwerfern, die heller strahlen als hundert Sonnen. Ich blicke mich mit zusammengekniffenen Augen um. Um uns herum hüpfen Hunderte von Menschen auf kleinen Trampolinen im rasend schnellen Takt der Musik. Jeder von ihnen ist mit modischer Funktionswäsche bekleidet und grinst trotz der offensichtlichen Anstrengung hirnverbrannt vor sich hin.

Offenbar ist es so weit. Der Wahnsinn hat die Herrschaft ergriffen, und die Welt geht unter. Und drei überdimensionale Hasen schauen dabei zu.

«Was ist hier verdammt noch mal los?», höre ich Pflaumi neben mir rufen. Dann entdecke ich über mir eine gewaltige Anzeigetafel, einen riesigen Würfel, der hoch über dem Spielfeld zu schweben scheint.

WORLD FITNESS DAY ist dort zu lesen.

Wir befinden uns auf dem Spielfeld des Frankfurter Waldstadions.

Pflaumi geht stöhnend in die Knie. Rainer fällt einfach um. Er schaukelt einige Male linkisch hin und her, bevor er mit krumm nach oben stehenden Hasenbeinen liegen bleibt.

Mann, wer hätte das gedacht. Dass es einmal so weit kommt.

Wegen neunundneunzig Luftballons.

Aber nein! Keineswegs wegen neunundneunzig Luftballons.

Gestatten? Werner mein Name. Tobias Werner. Tobi, für Freunde und Bekannte.

Ja, was war da verdammt noch mal los? Wie konnte ich in die missliche Situation geraten, in einem rosafarbenen Hasenkostüm und mit angebrochenen Rippen auf dem getrimmten Rasen einer gigantischen Sportarena zu landen?

Das ist wirklich nicht leicht zu erklären. Aber gut. Ich will es versuchen.

Schuld ist im Grunde meine pubertierende Tochter. Obwohl. So einfach darf ich es mir jetzt auch nicht machen. Denn im Grunde handelt es sich um die Aneinanderreihung diverser schicksalhafter Begebenheiten, eine Verkettung mehrerer unglücklicher Umstände.

Der erste unglückliche Umstand war mein fünfundvierzigster Geburtstag.

Fakt ist: Wenn ich nicht vor kurzem fünfundvierzig geworden wäre, wäre es nie zu diesem ganzen Desaster gekommen.

Fünfzehn Tage vorher

Zum Geburtstag viel Glück

Mein fünfundvierzigster Geburtstag beginnt schon suboptimal, und dies nicht nur, weil es Montagmorgen ist und auf dem Frühstückstisch ein grüner Smoothie steht. Ich setze mich, bereits in dem obligatorischen und schon wieder enger gewordenen Anzug und mit stramm gebundener Krawatte, auf einen der vier Holzstühle und blicke in die Runde.

Eine zugegebenermaßen recht kleine Runde, denn sie besteht lediglich aus meiner vierzehnjährigen Tochter Laura-Michelle, da meine Frau bereits die Wohnung verlassen hat. «Alles Gute zum Geburtstag, Bärchen! Ich muss zum Yoga», hatte sie kurz zuvor durch die Badezimmertür gerufen, während ich unter der Dusche stand.

Und ja! Meine Frau nennt mich *Bärchen*!

Mein siebzehnjähriger Sohn Felix schläft vermutlich noch, oder noch nicht. Man weiß das bei ihm nicht so genau, denn er hat sich völlig abgekapselt und lebt eremitenartig in seiner eigenen Welt, die im Wesentlichen aus seinem stets abgedunkelten Zimmer besteht.

Ich blicke also mit einem nicht zu offensichtlich erwartungsvollen Lächeln zu meiner Tochter, die mit dem Zeigefinger der linken Hand eine Strähne ihrer neuerdings pechschwarz gefärbten Haare vor dem Gesicht zwirbelt und mit dem Daumen der rechten Hand auf ihrem neuen Smartphone herumwischt. Dabei murmelt sie unablässig: «Fuckshit!»

Es ist nicht so, dass mir Geburtstage etwas bedeuten, keinesfalls. Vor allem meinen eigenen Geburtstag möchte ich in der Regel so schnell und unauffällig wie möglich hinter mich bringen, auch wenn manche anderen Personen – zum Beispiel meine Frau – dies als unhöflich betrachten. Ich möchte auch nichts geschenkt bekommen und beantworte jede diesbezügliche Frage exakt in diesem Sinne,

aber auch das gefällt manchen anderen Personen nicht. Mir genügt es im Grunde, an meinem Geburtstag ein paar schöne Stunden mit der Familie zu verbringen. Vielleicht ein Abendessen beim Griechen um die Ecke und danach noch eine Partie Uno.

Allerdings empfinde ich das Wort «Fuckshit», zumal wenn es zum zwanzigsten Mal wiederholt wird, als doch etwas unpassend am heutigen Morgen.

Ich warte eine angemessene Weile (circa vier Sekunden), dann beginne ich übertrieben laut an dem wie immer ekelhaft schmeckenden Smoothie zu schlürfen, was jedoch zu keinerlei Reaktion beim weiblichen Spross der Familie führt.

«Das Handy ist so behindert!», erklärt sie stattdessen.

Meine Frau Mareike besteht darauf, dass man sich in der für die Eltern, aber im Besonderen natürlich für das Kind so schwierigen Phase der Pubertät nicht abwenden darf, sondern dem Kind vielmehr liebe- und verständnisvoll zur Seite stehen muss. Immer wieder die Kommunikation suchen, Hilfe anbieten oder auch einfach nur *da sein*. Daher stelle ich mich – meinen momentan offenbar vergessenen Geburtstag verständnisvoll ignorierend – neben Laura-Michelle und beobachte, wie ihr Finger in atemberaubender Geschwindigkeit über den Bildschirm ihres Smartphones streicht, auf dem immer neue Masken oder Fenster (oder wie man das nennt) auf- und wieder zugehen. Sie bemerkt mich und drückt das Display augenblicklich gegen ihre vor kurzem noch nicht vorhandenen, dann aber binnen weniger Augenblicke explosionsartig entstandenen Brüste, die sich nun wie Fremdkörper unter ihrem T-Shirt mit der Aufschrift *My business, bitch!* hervorwölben, und ruft: «Alter! Spion oder was?»

Ich habe den diesbezüglichen, kurzen und schmerzvollen Lernprozess noch nicht abgeschlossen, aber ich habe inzwischen begriffen, dass man die Bezeichnung «Alter» als

Elternteil nicht persönlich nehmen darf. Denn alle sind «Alter». Nicht nur ich oder meine Frau. Nein, auch Laura-Michelles Freundinnen, ihr Bruder, die Nachbarn und zur Not auch der Fernseher oder der Esstisch heißen seit neuestem «Alter».

Es handelt sich um einen inhaltslosen Ausruf, und Maßregelungen hinsichtlich der Unangemessenheit des Wortes bringen absolut nichts.

«Was ist denn los mit deinem Handy?», möchte ich fürsorglich wissen, und fast habe ich meinen Geburtstag selber schon vergessen.

«Ja, voll behindert halt.»

Eine weitere fragwürdige Innovation im Sprachgebrauch meiner Tochter ist es, dass oftmals nur noch in unvollständigen, quasi auf das Wesentliche reduzierten Sätzen gesprochen wird, obwohl sie doch eigentlich intelligent ist. Nicht nur eigentlich. In der dritten Klasse war sie sogar Klassenbeste in Deutsch!

«Seit gestern Abend kein WhatsApp mehr.» Sie donnert ihre Fingerspitze spechtartig gegen das grüne Symbol der weltweit erfolgreichsten Spionagesoftware des amerikanischen Geheimdienstes, dann erlischt der Bildschirm. «Und einhunderttausendmal am Tag geht's einfach aus!»

«Dann bringen wir es halt einfach mal zum Media Markt zur Reparatur. Das ist ja erst drei Monate alt und hat noch Garantie.»

«Alter! Und das bleibt dann da im Media Markt, oder was?»

«Na ja, vermutlich schon ein paar Tage.»

«Ey, das fuckt voll ab! Dann hab ich tagelang kein Handy! Kann ich nicht ein neues haben?»

Sie meint das ernst. Pubertierende leiden teilweise unter Wahnvorstellungen, und Laura-Michelle glaubt tatsächlich, dass möglicherweise ein Funken Hoffnung bestehen könnte, dass ich sage: «Natürlich! Such dir einfach eins aus, viel-

leicht das neueste iPhone, welche Farbe hättest du denn gerne, vielleicht Weiß oder Gold?»

Stattdessen sage ich: «Dann hast du halt mal für ein paar Tage kein WhatsApp. Ich könnte dir so lange mein altes Nokia geben. Telefonieren und SMS kann das auch.»

«Doppelscheiße! Alter! Als ob! Geht gar nicht! Nokia?» Sie ist jetzt sehr aufgebracht, offenbar habe ich einen schrecklichen Fehler gemacht. «Da werd ich totgemobbt. Und Telefonieren und SMS ist ja mal voll Steinzeit. Macht doch keine Sau mehr. Außerdem kann ich ohne WhatsApp keine Hausaufgaben machen.»

«Warum das denn, bitte?»

Sie blickt mich an, als wäre sie meine überarbeitete Pflegerin beim betreuten Wohnen, während ich erfolglos versuche, verschiedenförmige Holzklötzchen in hierfür vorgesehene Löcher zu stecken.

«Klassenchat!», sagt sie dann. «Da stehen die Hausaufgaben drin!»

«Und die kannst du dir nicht einfach vorher aufschreiben?»

«Aufschreiben? Alter! Als ob!»

Sie beendet das Gespräch, indem sie trotz ausgeschaltetem Smartphone ihre geliebten Kopfhörer aufsetzt. «Beats von Dr. Dre» heißen die.

Herstellungskosten: vier Euro. Verkaufspreis: zweihundert Euro.

Unter dem von Mareike allmorgendlich frisch gepressten, grünen Smoothie (Spinat, Rucola, Brokkoli) liegt ein Briefumschlag, und die schwungvolle Handschrift meiner Frau verkündet: *Mein Bärchen, ich wünsche dir alles nur erdenklich Gute zum Geburtstag.*

Also ein Gutschein.

Schon wieder ein Gutschein.

Aber Moment mal! Ein hoffnungsvoller Gedankenblitz durchzuckt mein Gehirn. Ein Erinnerungsfetzen längst ver-

gangener Tage. Ein Rollenspiel. Meine Frau als Sekretärin verkleidet. Mit Haardutt und Strapsen. Wobei Strapse natürlich nicht wirklich zum Standardoutfit einer Sekretärin gehören, aber Sie wissen ja wohl, was ich meine. Kurz darauf im Schlafzimmer sagt sie dann: «Das stand aber nicht in der Stellenbeschreibung, Herr Werner ...»

Vielleicht ist es ja ein Sex-Gutschein!

Verdammt, ich werde sofort total geil. Kein Wunder, immerhin hatte ich seit fast drei Monaten keinen Geschlechtsverkehr mehr. Ich reiße den Umschlag auf.

Es ist ein Gutschein für ein Konzert der Toten Hosen. Ich bin mir sicher, dass ich bei den letzten mindestens fünf Geburtstagen und Weihnachtsfesten hinreichend deutlich zum Ausdruck gebracht habe, dass ich kein Interesse an weiteren Geschenkgutscheinen für was auch immer habe, weil ich Gutscheine grundsätzlich nie einlöse. Ich hasse Gutscheine!

Und ich kann mich auch nicht daran erinnern, jemals geäußert zu haben, dass ich unbedingt auf ein Konzert der Toten Hosen gehen möchte. Ich kenne nur drei oder vier Songs von den Toten Hosen, und überhaupt mag ich deutschsprachige Musik nicht besonders, weil die Texte immer so traurig sind und die Welt mit brüchiger Stimme zu Grabe gesungen wird.

Außer vielleicht Musik von den Ärzten, die habe ich früher gerne gehört.

Mein Gott, hat Mareike das eventuell verwechselt?

Ich lege die wohlgemeinte Verurteilung zu zwei Stunden Lebenszeitverschwendung in die hierfür reservierte Schublade des Wohnzimmerchranks auf den Stapel der seit Jahren nicht eingelösten Gutscheine – das Rittermahl mit großer Rittershow im Hunsrück (laut Beschreibung im Internet ein ekelhaftes Fressgelage), die Fahrt im Heißluftballon (ich habe Höhenangst), die Weinverkostung eines Weingutes in Rüdesheim (bin Biertrinker), vier Stunden Wellness

im exklusiven Spa in Frankfurt (mittlerweile ein Bordell), das romantische Wochenende in Rostock (Rostock!) und so weiter.

Einen Gutschein für tollen Sex, das wäre was gewesen. Den hätte ich garantiert nicht auf den Stapel der anderen Gutscheine gelegt, sondern umgehend eingelöst.

Neben dem Smoothie finden sich noch zwei weitere Geschenke, die ich nun auspacke. Zum einen erhalte ich eine Feuchtigkeitscreme für Männer über vierzig, die laut Etikett gegen fahlen Teint, Augenringe, müde Gesichtszüge und schuppige Haut wirkt. Zum anderen bekomme ich ein tolles Mundwasser, welches angeblich achtundneunzig Prozent aller Bakterien im Rachenraum abtötet.

Ich sehe also aus wie Scheiße und habe Mundgeruch. Na, vielen Dank auch.

Irgendwie ärgere ich mich jetzt doch maßlos über Laura-Michelle. Ich meine - sorry! - ich werde heute fünfundvierzig. Ich erwische sie im Hausflur. Sie zieht sich gerade ihre schneeweißen Michael-Kors-Turnschuhe an.

Herstellungskosten: vier Euro. Verkaufspreis: zweihundert Euro.

Nur um das klarzustellen: Ich habe keine Ahnung, wer Michael Kors ist und warum es für Laura-Michelle plötzlich überlebenswichtig ist, Schuhe von ihm zu tragen.

«Hey, Schnuffi, du weißt aber schon, was heute für ein Tag ist? Also, dass heute ein besonderer Tag ist?»

Ich weiß, dass sie «Schnuffi» nicht mehr mag. Dreizehn Jahre lang habe ich sie «Schnuffi» genannt, und auf einmal mag sie es nicht mehr. Auch Schnuffeline, Schnuffelmausi und Schnuffella mag sie nicht mehr. Das ist schwer zu akzeptieren.

Sie überlegt, dann fragt sie zögerlich. «Ich bekomme einen Hund? Echt jetzt? Alter!»

Es ist wohl etwas dran an dem Gerücht, dass Jugendliche in der Pubertät ziemlich ichbezogen werden.

«Ich habe heute Geburtstag», sage ich jetzt geradeheraus und kann nicht vermeiden, dass es etwas enttäuscht, ja fast desillusioniert klingt.

Die Situation überfordert Laura-Michelle emotional völlig. Ihre Augen weiten sich, sie presst ihre Lippen schuldbeusst zusammen, und dann umarmt sie mich kurz und unter Vermeidung vollständigen Körperkontakts vor allem im Bereich ihres Busens. Im Grunde drückt sie mir ihre rechte Schulter gegen den Brustkorb und tätschelt dabei mit der flachen Hand meinen Rücken. Es könnte auch die Begrüßung zweier Bauarbeiter beim morgendlichen Arbeitsbeginn sein, zumindest wenn es sich um gutgelaunte Bauarbeiter handelt.

Nach drei Sekunden ist es vorbei mit der Umarmung, und am liebsten würde ich sie an mich reißen und drücken und knuddeln, so wie früher. Ach was, *früher*. Ein paar Wochen oder Monate, maximal ein Jahr ist das doch gerade mal her, dass wir im großen Ehebett gekuschelt und getobt haben. Ich habe sie durchgekitzelt und ihr seitlich in den Bauch gebissen und in die Waden und Füße, und sie hat gequiekt vor Vergnügen und ständig «Hab dich lieb, Papi» gerufen, von morgens bis abends!

Heute würde sie mich vermutlich anzeigen.

Wegen Kindesmisshandlung oder sexueller Belästigung von Minderjährigen.

«Alles Gute zum Geburtstag, Daddy!»

«Danke, Schnuffi.»

«Nenn mich nicht Schnuffi!»

«Alles klar. Dann viel Spaß in der Schule.»

«Alter, Schule ist megabehindert.»

Das ist doch alles Scheiße, denke ich, als ich allein bin. Und ständig diese grünen Smoothies.

Und zugenommen habe ich auch schon wieder.

Und seit kurzem heiße ich nicht mehr Papa, sondern *Daddy*.

Oder halt *Alter*. Aber wie gesagt: nicht persönlich nehmen.

Kopfschwitzer

Kaum sitze ich in der U-Bahn, schon schwitze ich wie ein Schwein.

Schuld daran ist nicht nur der für das sommerliche Wetter vollkommen unangemessene dunkle Anzug und der brechend volle Waggon, sondern vor allem die vermaledeite Krawatte, die ich mir allmorgendlich wie einen Galgenstrick um den Hals binden muss. Schweine können übrigens nicht schwitzen, da sie keine Schweißdrüsen zur Regulierung der Körpertemperatur haben. Sie suhlen sich zur Abkühlung ersatzweise im Schlamm. Da sind mir Schweißdrüsen definitiv lieber. Dennoch ist es lästig, vor allem weil ich ein Kopfschwitzer bin. Meine kompletten Schweißdrüsen befinden sich augenscheinlich ausnahmslos am Schädel. Im Gegensatz zu den vom Schicksal eindeutig bevorteilten Achselchwitzern und den vom Glück geradezu überhäuferten Ganzkörperschwitzern stehe ich mit hochrotem, glänzendem Gesicht im Gang, halte mich mit einer Hand am bazillenverseuchten Deckengestänge fest und zerre mit der anderen an meinem Krawattenknoten, um diesen ein wenig zu lösen.

Es sind nur vier Stationen, aber die sind die Hölle.

Früher, als die Menschen noch zu dumm waren, um Knöpfe zu erfinden, haben die Männer sich Tücher um den Hals gewickelt, um die Hemdkragen zu schließen. Aber diese dunklen Zeiten sind doch nun längst überstanden, und somit ist die Krawatte nicht nur lästig, sondern auch längst überholt. Ständig hängt der Schlips in meinem Essen herum oder flattert mir bei starkem Wind ins Gesicht, ganz zu schweigen von meinem Nahtoderlebnis am Aktenvernichter im letzten Jahr.

Ich fasse kurz zusammen, was Sie, verehrte Leser, bisher über mich wissen: krawattehassender Kopfschwitzer, verheiratet, zwei pubertierende Kinder.

Ein recht unvollständiges Bild, welches ich gerne versuchen will, ein wenig zu komplettieren.

Als hervorstechendste Eigenschaft würde ich meine absolute Normalität nennen.

Der Satz klingt seltsam, ist aber dennoch zutreffend, und es stört mich auch in keiner Weise. Ich bin absolut durchschnittlich. Nicht besonders groß, nicht besonders klein, mit langsam ergrauendem Haar, halbwegs gut rasiert, meist dem Anlass entsprechend, am liebsten aber salopp gekleidet, dabei weder intro- noch extrovertiert und mit gut hundert Kilogramm Lebendgewicht auch durchschnittlich adipös. Also noch nicht richtig fett, aber in jedem Fall dick. Sogar die Größe meines Penis entspricht mit 13,7 Zentimetern im erigierten Zustand exakt dem einer aktuellen Studie zufolge deutschen Durchschnitt.

Wobei ich zugeben muss, dass ich mir beim Nachmessen doch etwas doof vorkam, zumal ich mir das benötigte Lineal kurz von Schnuffelinchens Schreibtisch ausgeborgt hatte, um dann damit im Badezimmer zu verschwinden.

Manche Menschen behaupten zudem, ich sei vielleicht nicht gerade geizig, aber doch etwas knauserig. Das Wort «knauserig» empfinde ich allerdings als erstens übertrieben und zweitens zu eindimensional, da es den vernünftigen und intelligenten Aspekt kostenbewussten Handels einfach ignoriert.

Ich würde eher sagen: Ich lasse mich halt nicht verarschen.

Wenn ich mir beispielsweise an einer Bar einen Gin Tonic bestelle und der Barkeeper mich fragt, mit *welchem* Gin ich gerne meinen Tonic vermischt haben würde, dann sage ich stets: «Mit dem billigsten.»

Man schmeckt doch ohnehin keinen Unterschied, und betrunken wird man von allen Gin-Sorten gleich gut.

Abgesehen von den erwähnten Eigenschaften bin ich Pragmatiker, mit einem leichten Hang zum Cholerischen.

Das heißt, ich nehme die Dinge, wie sie sind, es sei denn, sie sind nicht mehr auszuhalten. Als Beispiel könnte ich hier die Geschehnisse im Zusammenhang mit unserer letzten Kaffeemaschine erwähnen. Meine Schwiegermutter hatte uns die Kaffeemaschine eines großen Kaffeevertreibers mit Filialen in jeder Fußgängerzone, bei dem man auch Socken kaufen kann und dessen Name klingt wie der Ruf eines exotischen Vogels, zum letzten Weihnachtsfest geschenkt. Es handelte sich um eine sogenannte Kapselmaschine, was bedeutet, dass man immer eine einzelne Kapsel in die Maschine steckt, die daraufhin eine kleine Tasse Kaffee produziert. Und obwohl diesen Kaffeekapselmaschinen-erfindern meine vollste Hochachtung gilt, da sie es schaffen, dem Endverbraucher vierzig Cent pro Tasse (anstatt fünf Cent bei normalem Filterkaffee) aus der Tasche zu ziehen und dabei ungestraft Unmengen von nichtabbaubarem Aluminiummüll zu produzieren, hat es mich doch sehr betrübt, dass die Maschine nach nur zwei Betriebsmonaten nicht mehr ordnungsgemäß funktionierte. Plötzlich rutschte bei jedem vierten oder fünften Brühvorgang die Kapsel aus ihrer Halterung heraus, und siedend heißes, bräunliches Wasser ergoss sich auf die Arbeitsfläche der Küche. Zunächst noch entspannt, warf ich mehrere Wochen lang die ruinierte Kapsel pragmatisch in den Müll (40 Cent!) und wischte die Sauerei auf, bis zu jenem Tag im vergangenen März, als mir in der morgendlichen Eile gleich zwei Kapseln hintereinander aus der Halterung rutschten und ich mir die Hand verbrühte, als ich versuchte, die zweite Kapsel wieder hineinzuschieben. Es ist ein faszinierender Moment, wenn sich mein Gehirn vollkommen selbständig für einen cholerischen Anfall entscheidet. Mindestens ebenso faszinierend

empfand ich das Erlebnis der kompletten Zerstörung eines Objekts durch den Einsatz der Zentrifugalbeschleunigung. Ich hielt das Gerät am Stecker des Stromkabels und schleuderte es wieder und wieder auf den gekachelten Küchenboden, dabei brüllte ich: «Fick dich, Tchibo!»

Binnen weniger Augenblicke hatte sich unsere Kaffeemaschine in ihre Einzelteile aufgelöst, und Hunderte winzige rote Plastikteilchen bedeckten den Boden. Danach fegte ich - wiederum zur Geisteshaltung des Pragmatikers zurückgekehrt - alles zusammen, ging zur Arbeit, und am Abend brachte ich eine neue Kaffeemaschine sowie die hierfür benötigten Filter und ein Pfund Kaffee mit nach Hause.

Zu guter Letzt möchte ich noch mein Faible für Ameisen erwähnen, welches mich seit frühester Kindheit begleitet.

Ameisen sind die faszinierendsten Tiere überhaupt. Ameisen leben in Völkern zusammen und gründen Staaten. Jedes Volk hat eine Königin. Es gibt Arbeiterinnen, es gibt Soldatinnen, es gibt Wächterinnen. Es werden Kriege geführt und Larven von benachbarten Völkern gestohlen. Sie halten sich Raupen als Gäste, die sie fürsorglich umsorgen und dafür melken dürfen, und die einzige Existenzberechtigung der Männchen ist das Befruchten der Königin, dann sterben sie. Und dies sind nur einige, rudimentäre Fakten über die faszinierendsten Kreaturen dieser Erde. Gerne würde ich noch tiefer eindringen in das Thema, doch leider hält die stählerne Sklavenbeförderungsmaschine an meiner Zielhaltestelle und ich muss aussteigen.

[...]